

flossenen Jahre der Berliner Gesellschaft naturforschender Freunde vorzulegen die Ehre hatte, meinem Freunde Mr. Edward Newman, dem geistvollen Verfasser der „History of British Ferns“, und bitte ihn, zu gestalten, dass es in der Wissenschaft, wie in den wilden Schluchten der „glücklichen“ Inseln, einen Namen verewige, den Liebe zur Natur und tiefe Einsicht in ihre Mysterien berühmt gemacht haben.

Cheilanthes guanchica, Carl Bolle.

Fronde oblongo-triangulari apice lineari producta bipinnata glabra tenuiter coriacea laete viridi, juniore subtus flavicante, pinnis inlinis inter se remotis suboppositis ambitu triangularibus, superioribus simplicibus demum confluentibus, pinnulis sessilibus basi profunde incisobatis oblongis patentibus, laciniis rotundatobtusis oppositis, terminali subintegra elongata late lineari apice obtusiuscula, omnibus margine revolutis, soris marginalibus ad loborum apicem positis contiguis, indusio hyalino-membranaceo leviter laciniato, sporangiis llavis mox fuscis, stipite frondem aequante vel breviori sulcato cum rachi purpurascente paleaceo, paleis linearisubulatis brunneis patentibus sursum rarescen- tibus in rachi et juniore vix ullis, caudice dense brunneo-paleaceo. — Planta, ut congenerae, suaveolens.

Wächst im südlichen Teneriffa, in den Bandas de Chasna, an trocknen Felsen des hohen Fichtenwaldes, wo ich diese neue, nach den Ureinwohnern ihrer Heimathinsel genannte Cheilanthesart im April 1856 zuerst auffand.

Die Species — von dem geübten Auge und dem feinen diagnostischen Tacte des Herrn Dr. Klotzsch, Directors des Berliner K. Herbariums, als unzweifelhafte Art anerkannt — nähert sich im äusseren Ansehn, meiner Meinung zufolge, am meisten *Ch. pulchella*, Bory, von der sie eine kleinere weniger steif aufrechte Form darzustellen scheint. Bei näherer Betrachtung unterscheidet sie sich jedoch durch hellgelbbraune, nicht glänzend schwarzbraune Paleae des Wurzelstocks, durch, zumal unten, reich spreuschuppige, nicht fast kahle, und im Verhältniss zum Wedel viel kürzere, weniger gerade aufrechte Stipites, sowie durch minder einfach lineare Form der Mehrzahl der Pinnulae. Die linienförmig vorgezogenen Endzipfel der Pinnae und des Wedels selbst sind bei den Arten, der unsrigen jedoch in weniger hohem Grade, eigenthümlich. Das Indusium der Letz-

teren ist minder breit und zusammenhängend und nimmt, im reifen Zustande, nicht wie bei *Ch. pulchella*, eine dunkelbraune Färbung an.

Von der südeuropäischen *Ch. odora*, Sw., von welcher ich Gelegenheit hatte, Exemplare aus den verschiedensten Ländern in reicher Menge zu vergleichen, trennt sie der Habitus fast nicht minder als von *Ch. maderensis*, Lowe. Sie nähert sich der *Ch. odora* nur in der Stellung der Fruchthäufchen auf dem äussersten Ende der Zähnelungen des Blattes und in der, bei ihr indess weit schwächeren, nur angedeuteten Wimperung des plötzlich verschmälerten, schleierförmigen Raudes. Dieser Schleier ist, selbst an sehr jungen Wedeln der unsrigen, immer noch breiter und in die Augen fallender als bei *Ch. odora*.

Ausserdem ist die Farbe der Blattsubstanz bei *Ch. guanchica* eine weit lichtgrünere als bei *Ch. odora* und mehr noch als bei *Ch. maderensis*.

Dr. Carl Bolle.

Hannoversche Sitten und Gebräuche in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt, ein Beitrag zur Culturgeschichte Deutschlands.

Anszug aus einem populären Vortrage, gehalten in der Naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover am 20. April 1859,

von Dr. **Berthold Seemann.**

Es giebt nur wenige allgemein verbreitete Sitten und Gebräuche der Stadt Hannover und deren Umgegend, bei denen nicht die eine oder andere Pflanze, sei es in materieller, sei es in ideeller Hinsicht, theilhaftig ist. Wollte man schulmeisterisch verfahren, so konnte man dieselben erstens in ihrem Zusammenhange mit der einheimischen Flora, zweitens mit der eingebürgerten oder eingefuhrten, und endlich drittens mit der fremdlandischen behandeln. Drei Thatsachen wurden in Folge dieser Behandlung besonders hervortreten. Bei der Betrachtung der streng heimathlichen Pflanzen würde uns der innige Zusammenhang derselben mit den Ursitten und dem Naurdienste unsrer alten Vorfahren einleuchten: bei den aus fremden Ländern zugefuhrten und bei uns eingebürgerten Pflanzen würden wir auf die scharf ausgeprägten Gesellschaftszustände der entlegensten Völkerstämme stossen. Die Anwendung der Myrthe und des Lorbeer würde uns das klassische Griechenland mit seinem vollendeten Schönheitssinne vor die Seele rufen, der Gebrauch des Tabacks uns an die an dramatischem Interesse reiche Entdeckung der neuen Welt erinnern. wo spanische Hidalgo's mit einem gemischten Gefühle

von Abscheu und Mitleiden nackte Wilde zusammengerollte Blätter eines Giftkrautes rauchen, kauen und schnupfen sahen oder englische Abentheurer mit hochgesinnten Indianern Nordamerikas die Friedenspfeife rauchten. Eine Betrachtung der Sitten und Gebräuche in ihrem Zusammenhange mit der streng fremdländischen Flora endlich, — der Geschichte der verschiedenen von uns alltäglich gebrauchten ausländischen Pflanzenerzeugnisse würde uns einen klaren Blick in die innigen und wichtigen Beziehungen thun lassen, welche zwischen den entlegensten Gegenden der Erde, den entferntesten Völkern und uns selbst bestehen, und wohl geeignet sein, uns das schöne Band erkennen zu lassen, das die Gottheit um alle Menschen wohlweislich geschlungen hat. Die dampfende Theekanne würde uns an das durch Despotenmacht geistig erstarrte China, der geschlörfte Kaffee an das glückliche Arabien erinnern; bei der Betrachtung von Baumwollstoffen würden wir einen Senzer nicht unterdrücken können, dass es gerade, um Material zu diesen Geweben zu schaffen, nothwendig befunden wird, Negerelaven zu halten, dass gerade die unbedeutende Baumwollpflanze der Zankapfel hat werden müssen, welcher die grösste Staatengesellschaft des herrlichen Amerikas in ihren Grundfesten erschüttert. Doch da ich kein Schulmeister bin, so muss man es mir zu Gute halten, wenn ich nicht als solcher lehre und mich mit Erstens, Zweitens und Drittens für heute ängstlich quäle, besonders da ich durch einen weniger methodischen Gang meinen Zweck vollkommen zu erreichen hoffe.

Die Schaubühne nimmt die Aufmerksamkeit der Hannoveraner zu sehr in Anspruch, als dass sie hier gänzlich unberührt bleiben dürfte, wäre es auch nur um der zierlich gebundenen Blumenstränsechen und der sogenannten Lorbeerkränze zu gedenken, welche den Darstellenden als Beifallsbezeugung huldigend zugeworfen werden. Ich sage absichtlich „sogenannte“ Lorbeerkränze, denn Jemand, der hinter die Coulissen geschaut, weiss, das aus der nahen Eilennieder geholtes Fubusch- oder Stechpalmenlaub, dem die Stacheln abgeschnitten oder auch die Blätter des Lanrustinus (*Viburnum Tinus*) in vielen Fällen die Stelle des classischen Lorbeer vertreten müssen. Auch kreuzen sich die Interessen der Wissenschaft mit denen der Bühne in mehr als einer Beziehung, und zwar seit dem Tage, wo Caroline Neubergerin historisch richtige Anzüge einführte, und wo der früher nur mit Worten angedeutete Hintergrund der Bühne ein möglichst treues Bild des Ortes der Handlung wiedergab. Der Naturforscher kann indess in seiner Stellung zur Kunst nur Purist sein. Der Anblick eines blühenden Kirsehhaumes neben einem reifen Getreidefelde in ein und derselben Decoration berührt ihn ebenso unangenehm wie das musikalische Ohr eine falsche Note. Unsere Hofbühne hat in der Herstellung richtiger Decorationen in neuester Zeit manchen Fortschritt gemacht, und sind namentlich tropische Pflanzenformen mit einer Treue wiedergegeben, dass sie sofort wissenschaftlich bestimmt werden könnten. Die Prachtwerke unserer grossen Reisenden, sowie die Pflanzenschatze der königlichen Gärten haben dazu das Material liefern

müssen, und vom botanischen Standpunkte aus würde man das Geschaffene unbedingt loben können, wären nicht Gewächse der östlichen und westlichen Halbkugel bunt durch einander gemischt. Doch die Decorations- wie die Landschaftsmalerei ist noch zu sehr in ihrer ersten Kindheit als dass sie allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügen könnte, und mit der Blumenmalerei steht es so schlecht, dass wir in ganz Deutschland nur zwei Männer haben, die in dieser Kunst Meister sind. Fehler und Verstösse, die der Fachgelehrte auf den ersten Blick gewahrt, fallen manchen Malern kaum auf, weil ihnen die tiefere Einsicht, welche das wissenschaftliche Studium verleiht, abgeht; z. B. bei Betrachtung des bekannten Stahlstiches „Joseph von seinen Brüdern verkauft“ springt es dem Botaniker sogleich in die Augen, dass unter der Wüstenvegetation sich die freilich jetzt im Morgenlande viel und weit verbreitete Cactuspflanze (*Opuntia vulgaris*) findet, die doch zu den Zeiten der Pharaos die Grenzen der neuen Welt nicht überschritten hatte. Ähnliche Anachronismen gewahren wir zuweilen auf der Bühne, und zwar durch einen Schicksalsstreich meistens da, wo man sich bemüht hat, recht naturgetreu zu sein. So gab man neulich in einer grösseren Stadt das Schauspiel: „die Sabinerinnen“. Da sah man freilich die melancholische italienische Pinie, die schlanke Cypresse und die hundertjährige Agave, wie sie hutzutage um Rom vorkommen. Nichtsdestoweniger musste das stacheligte Laub der Letztern jedem Eingeweihten ein anachronistischer Dorn im Auge sein, da bekanntlich die Agave americana erst nach der Entdeckung des Columbus das Bürgerrecht in Europa erlangte.

In allen Ländern des nördlichen Europa, so auch bei uns, ist die Fenstergärtnerei beachtungswerth. Oft geben in den ärmlichsten Hütten, wo der praktische Ernst des Lebens grinsend vor der Thüre steht, einzelne wohlgepflegte Blumenstöckchen davon Zeugnis, dass bei dem Bewohner Sinn für Poesie nicht gänzlich erstarrt ist. Doch das Verzeichniss der auf diese Weise gezogenen Gewächse ist selbst bei bemittelteren Leuten im allgemeinen gering, und trotz der zahlreichen Neugierkeiten, die kühne Reisende uns alljährlich, bald aus dörtern Urwäldern der Tropen, bald aus lichten Ebenen und feuchten Bergschnechten der gemässigten Zone zuführen, gewinnt es wenig an Ausdehnung. Da erblicken wir dasselbe rothe Schustergeranium, das dankbarere Sorten schon längst aus allen Gärten verdrängt haben, dasselbe Ephen-, Citronen- und Muscatgeranium, das bereits unsere Grosseltern zogen, die Brand-Aloë, von der gelegentlich die Nachbarskinder ein Blatt zur Heilung von Brandschäden erhalten, den Rosmarin, das Eiskraut, die Perlaloe und die am Vorgebirge der guten Hoffnung von Schweinen so gern gelassene Calla; ein Monatsröschen, ein Heliotrop, eine Fuchsia und im Sommer Balsaminen, Basilicum und Reseda schliessen sich der schönen Reihe an. Selten fehlt jedoch die feinblättrige Myrthe. Diese, früher der Venus heilig, steht jetzt unter dem besonderen Schutze unserer deutschen Mädchen, und eine jede hält es für Pflicht, wenigstens ein Myrthenstöckchen in ihre unmittelbare Pflege zu

nehmen, um stets Material zur Hand zu haben, den „schönen grünen Jungfernkranz“ zu winden, wenn die Busenfreundin ihren Ehrentag feiert. Es hat daher die Myrthe eine viel höhere symbolische Bedeutung im deutschen Leben als der Brautkranz von Orangenblüthen im englischen und französischen, und keine Hochzeit würde ohne sie vollkommen sein. Die tiefe, darin liegende Poesie wird freilich von Denjenigen gänzlich übersehen, welche uns so viel von Civilehe vorreden. Keine Wünschelruthe, so mächtig sie auch nur das Märchen ersinnen kann, dürfte eine solch' magische Wirkung hervorbringen, als es der Myrthenkranz in dem Augenblicke thut, wo er auf die Locken der Braut gedrückt wird. Eine liebliche Verklärung überströmt ihr ganzes Gesicht, verwandelt die leblosesten Züge und rechtfertigt gewissermassen die häufig gehörte Bemerkung, dass es keine hässliche Braut gebe. Bald nach der Trauung wird der bedeutungsvolle Kranz abgenommen, und jede Brautjungfer sucht dann wenigstens ein Spross desselben zu bekommen, um ihn als Steckling zu benutzen. Mit Myrthenstecklingen sind jedoch unsere Fenstergärtner selten erfolgreich, obgleich dieselben unter geschickter Hand wie Unkraut wachsen. Es kommen recht viele missglückte Versuche vor; auch sagt man, es sei nothwendig, am untern Ende des Stecklings ein Kreuz zu schneiden, um in dasselbe ein Gerstenkorn zu stecken. Durch einen Process, der nicht weiter erklärt wird, soll der Steckling zu derselben Zeit Wurzeln schlagen, wo das Gerstenkorn zu keimen beginnt. Ehe ich wusste, dass es nöthig sei unmittelbar unter den Blattansätzen den Steckling abzuschneiden, damit er leicht Callus bilden könne, machte ich bisweilen Versuche in dieser Richtung, hatte jedoch damit ebenso wenig Glück als mit den Sperlingen, die ich durch Anstreuen von Salz auf den Schwanz einzufangen hoffte.

Die Kopfbedeckungen, welche unter dem Namen der Panama-Hüte seit einigen Jahren bei uns Eingang gefunden haben, werden nicht alle auf der Landenge von Panama verfertigt, sondern bei Weitem die Mehrzahl derselben und noch dazu die besten Sorten in Manta, Monte Christi und anderen Orten Neu-Granada's, südlich von Panama. Diese Hüte werden fast auf dem ganzen Festlande von Amerika und in Westindien getragen, die besten kosten von 150—200 Dollar und kommen selten nach Europa, nur die schlechteren gröberen Sorten, die in den tag- und nachtgleichen Gegenden der Neuen Welt von den Negern und untern Volksklassen gebraucht, werden massenweise eingeführt. Panamahüte zeichnen sich vor anderen Strohhüten dadurch aus, dass sie nur aus einem Stücke bestehen, dabei leicht und biegsam sind. Man kann einen solchen Hut aufrollen und in die Tasche stecken, ohne dass es ihm grossen Nachtheil bringt. In der Regenzeit wird er leicht schmutzig; dann wäscht man ihn mit Seife und Wasser, hierauf mit Zitronensaft oder irgend einer andern Säure und setzt ihn der Sonne aus; so wird seine Weisse leicht hergestellt. Ich war der Erste, welcher über diese Hüte einen Aufsatz veröffentlichte, und darf daher wohl ein Wort über ihre Verfertigung einschalten. Die Pflanze, deren Blätter dazu genommen werden, heisst im gemeinen Leben „Jipijape“ oder „Portorico“

und in der botanischen Sprache *Carludovica palmata*. Sie hat das Asehen einer Palme und findet sich langs der Westküste Neu-Granadas und Ecuadors. Die Blätter werden eingesammelt, ehe sie sich entfalten, aller Rippen und gröberen Fasern beraubt, und nachdem sie einen Tag der Sonne ausgesetzt gewesen, in kochendes Wasser getaucht, bis sie weiss werden. Dann hängt man sie an einem schattigen Ort auf und lässt sie bleichen. Das nunmehr fertige Stroh wird in diesem Zustande von Ecuador und Neugranada nach verschiedenen Plätzen versendet, besonders nach Peru, wo die Indianer es viel zu Cigarrentaschen verwenden, von denen das Stück oft an 40 Thaler kostet. Das Flechten der Hüte ist sehr mühsam. Gröbere werden in ein bis zwei Tagen vollendet, während die feineren oft mehrere Monate in Anspruch nehmen, daher sich der grosse Unterschied im Preise erklärt. Die beste Zeit zum Flechten ist bei feuchter Witterung, in der Regenzeit und in den Frühstunden; bei trockenem Wetter und in den mittleren Tageszeiten bricht das Stroh leicht ab, was sich bei den fertigen Hüten durch Knötchen verräth, die den Werth des Gegenstandes vermindern.

Es giebt nur wenige Deutsche, welche sich nicht schämen würden, der Negerelaverei irgend welchen Vorschub zu leisten, und doch wenn die Sache bei Licht besehen wird, so tragen alle mehr oder minder dazu bei, die Lage der Schwarzen zu perpetuiren. Wir alle verbrauchen eine bedeutende Masse von Colonial-Waaren, und es ist ja bekannt, dass der grösste Theil derselben, besonders Zucker, Kaffee und Baumwolle mit Slavenblut getränkt ist. Manche philanthropische Dame, die über die Schicksale Onkel Tom's bittere Thränen vergiesst, hat wohl niemals daran gedacht, dass dasselbe Papier, auf welchem Frau Beecher Stowe's pathetische Erzählung gedruckt ward, aus Baumwollenfasern besteht, die unter eines Legree's Aufsicht eingärndet wurden. Der Gedanke liegt hier nahe, dass Menschenfreunde nichts gebrachten sollten, was durch Slavenarbeit gewonnen wird. Mrs. Fry ass aus diesem Grunde niemals Zucker und hatte auch ihrem Hausgesinde streng verboten, sich jener Süssigkeit zu bedienen. Es trug sich jedoch zu, dass eine Negerin ihres Haushaltes sich eines Tages als Diebin kleiner Geldsummen herausstellte, und als die Herrin fragte, zu welchem Zwecke sie das Entwendete benutzte, erhielt sie zur Antwort: es sei unmöglich, Thee und Kaffee ohne Zucker zu trinken, und habe sie Letzteren dafür gekauft. Es mag dahin gestellt bleiben, ob die Diebin den innigen Zusammenhang kannte, der zwischen Zuckerproduction und Unterdrückung ihrer Stammgenossen besteht; die Gesellschaft aber, die ihn vollkommen begreift, möchte trotzdem geneigt sein, dieselbe Antwort zu geben: sie kann nicht ohne Zucker leben, seien die Folgen auch welche sie wollen. Ein Luxusartikel, an den wir uns einmal gewöhnt haben, bleibt für immer Bedürfniss. So lange alsn Zuckerbedarf herrscht, und dieser Bedarf betragt jährlich in Europa allein 1,260,000 englische Tonnen, wovon in England durchschnittlich 36½ Pfund, in Frankreich 12 Pfund, im Zollverein 7 Pfund, in Oesterreich 3½ Pfund, und in Russland gar nur 2 Pfund

auf jeden Kopf kommen; — so lange also Zuckerbedarf herrscht, bliebe den Schwarzen wenig Hoffnung auf Freiheit, hätte nicht die Vorsehung uns eine andere Pflanze kennen gelehrt, die ihm Hilfe bringen wird; denn wie das Schwert nur durch das Schwert, das Wort nur durch das Wort bekämpft werden kann, so kann auch nur die Pflanze, welche Knechtschaft bringt, durch die, welche Freiheit verkündet, besiegt werden. Gelingt es also, diese zuckerliefernde Pflanze mit freier Arbeit in solcher Masse zu ziehn, dass sie den ganzen Zuckerbedarf der Erde, der sich in 1858 auf 1,700,000 englische Tonnen belief, befriedigt, so ist ein bedeutungsvoller Schritt zur Befreiung der Schwarzen geschehen. Mancher Runkelrübenzuckerfabrikant unseres Landes mag sich bei diesem Gedanken stolz in die Brust werfen, und dabei wähnen, er übe einen Act der Humanität, wenn er seinen Kunden theueren Zucker verkaufe. Doch ich mag kaum glauben, die dicke, fleiselige Runkelrübe sei dazu berufen, des Negers trauriges Loos zu verbessern, obgleich ich mir wohl bewusst bin, dass gegenwärtig eine viel grössere Masse Rübenzucker gezogen wird, als vor hundert Jahren alle Colonieen zusammen hervorbrachten. Die Zukunft der Runkelrübe ist mehr als zweifelhaft. Das Gewächs gedeiht freilich bei uns gut, und hat auch manche Feldfrüchte verdrängt, aber in Deutschland wenigstens nicht durch freie Concurrenz, sondern dadurch, dass sie sich unter Schutzzölle gestellt hat, und ich habe zu wenig Vertrauen in alle „schützenden Privilegien“, um anzunehmen, dass eine Cultur, die nicht auf eigenen Füssen stehen kann, demaleinst das Freiheitspanier einer unterdrückten Race werden könne. Dagegen besitzt die wilde Dattelpalme Ostindiens (*Phoenix sylvestris*) alle Vorzüge, und kommt unter allen Verhältnissen vor, um sie als dasjenige Gewächs erscheinen zu lassen, das fähig ist, den ganzen Zuckerbedarf der Erde zu liefern. Diese Palme soll nach genauen Berechnungen völlig 5 Tonnen Zucker per engl. Morgen geben, also 2 Tonnen mehr als die Runkelrübe, und 2 mehr als das Zuckerrohr; dabei wächst sie in Länderrischen, wo freie Arbeit billig ist, und dürfte daher durch ihre Ergiebigkeit sowohl die Runkelrübe wie das Zuckerrohr aus der Cultur verdrängen, und nebenbei im wahren Sinne des Wortes „ein Ölzwig des Friedens“ werden. Sie würde dann nicht die einzige Palme sein, welche den Unterdrückten Heil brachte; auch eine afrikanische Art, die *Elaëis guineensis* Gaertn., trug bereits mächtig dazu bei, die Gräucl des Sklavenhandels zu vermindern, indem afrikanische Häuptlinge es vortheilhafter fanden, das zu Stearin-Kerzen gegenwärtig so viel gebrauchte Palmöl einsammeln zu lassen, als ihre Unterthanen stückweise nach Amerika zu verkaufen.

Ein ähnliches Bewandniss hat es mit dem Kaffee und der Baumwolle, deren Hauptmasse, vorzüglich der Letztern, durch Sklavenarbeit in Amerika producirt wird. Doch der Kaffee, den uns Amerika erzeugt, ist nur von untergeordnetem Werthe, und wird niemals eine starke Concurrenz mit dem der Levante anhalten können. Er leidet nämlich meistens unter dem Misstande, dass er in der nassen Jahreszeit reift, daher leicht von Fäulniss und Schimmelpilzen angegriffen wird, vermittelst künstlicher Hitze getrocknet werden muss und

oft einen erdigen, unangenehmen Geruch besitzt, der in dem sogenannten Rio-Kaffee fast immer im höchsten Grade gegenwärtig ist. Wir Nord-Deutschen müssen jedoch mit diesen Sorten der neuen Welt meistens verlieb nehmen, und uns obendrein noch einen tüchtigen Zusatz von im Lande erzeugten Cichorien gefallen lassen, während die Süd-Deutschen meistens schönen Levante-Kaffee schlürfen, was bei unseren Kaffeetrinkern recht oft den bescheidenen Wunsch rege macht: Oesterreich möge sich bald dem Zollverein anschliessen.

An Baumwolle liefern die Vereinigten Staaten gegenwärtig nicht allein die beste Sorte, sondern auch die grösste Masse, ein Umstand der, selbst wenn es gelänge Zucker und Kaffee massenweise aus Asien zu erhalten, die endliche Lösung der Sklavenfrage vereiteln würde. Gegenwärtig sind die Ansichten darüber sehr getheilt, ob es jemals möglich sein werde, Baumwolle, die mit der sogenannten „Sea-Island“ Sorte, welche auf dem angeschwemmten Boden der Mississippi-Mündung gezogen wird und im Handel den ersten Platz behauptet, gleich kommt, in Ostindien zu ziehen. Es hat sich jedoch jüngst in Liverpool eine Gesellschaft gebildet, die, mit bedeutenden Geldmitteln ausgerüstet, sich die Aufgabe gestellt hat, den Anbau der Baumwolle in Ostindien auf grossem Fusse zu betreiben, und so durch praktische Schritte die Abschaffung der Sklaverei in Amerika anzubahnen.

Über hannoversche Gebräuche zu reden, ohne den des Tabacks zu gedenken, wurde ein ebenso grosser Verstoß sein als über Ostindien und Südamerika zu schreiben, ohne das Kauen der Betelnuss und der Coca-Blätter zu erwähnen. Das Rauchen scheint den meisten Völkern seit uralten Zeiten eigen gewesen zu sein, wenn auch nicht das des Tabacks; auch unsere Vorfahren durften davon keine Ausnahme gemacht haben. Doch war es bis zu den Tagen eine wenig verbreitete Gewohnheit, wo der beruhigend wirkende Taback aus Amerika dem aufregenden Thee Asiens und Kaffee Afrikas in Europa begegnete. Die Umständlichkeit, mit der sich die alten spanischen Geschichtsschreiber der Entdeckung der neuen Welt über den Gebrauch dieses Krantes erlassen, beweist, wie unbekannt den Spaniern das Rauchen überhaupt war. Dass sich die Indianer fein geriebene Blätter in die Nase stopften, und sich, was wir heut zu Tage eine „Prise“ nennen, anboten, war ihnen ebenfalls in hohem Grade auffallend; auch das Kauen des Tabacks und die schmutzige Nachwirkung desselben erfüllte sie mit Ekel und Erstaunen, während die Pfeife, welche sich Kaiser Montezuma, wie mancher ehrsame deutsche Bürger, nach dem Essen anzuden liess, Cortez und seinen Gefährten ungemein lustig erschien. Und in der That liegt auch etwas höchst Komisches in dem Gedanken: ein vernünftiger Mensch könne sich stundenlang ernstlich damit beschäftigen, durch Zuführung von atmosphärischer Luft ein widriges Giftkraut langsam verkohlen zu machen, und dabei seine Sprach- und Riechorgane zu Rauchkammern und Schornsteinen umzuwandeln. Allein trotz dieser lächerlichen Seite, trotz des unbelaglichen Zustandes, den der Neuling für seine erste Bekanntschaft mit dem Taback durchzumachen, trotzdem die ganze

Sitte, wenn man ihrer Meister geworden, auch nicht ein Argument für sich hat, das nicht heftig bekämpft werden könnte, wird doch die Jugend mit einer Macht zu ihr hingezogen, mit welcher die der Lorelei keinen Vergleich anhält und nur die Lockung der Sirenen im classischen Alterthum einigermaßen eine Parallele bietet. Schon lange, ehe wirklicher Taback in die Hände der Knaben gelangt, wird mit spanischen Röhren aus den Stengeln ostindischer Palmen das Cigarrenrauchen, mit Rosenblättern das Pfeifenrauchen praktisch erlernt. Ist die, oft schwere, Lehrzeit vorüber, so kommt *Nicotiana Tabacum* und ihre Verwandten an die Reihe, und der Nening trägt dann unermüdet sein Scherflein zu der grossen Wolke bei, die Tag ein Tag aus über ganz Deutschland wie der Steinkohlenrauch oder der Nebel über Englands Hauptstadt schwebt. Nur weniger Taback wird in unserer Gegend angebauet, und schreibt sich die Einführung dieses Culturzweiges wol aus den Zeiten der Continental-Sperre durch Napoleon I. her. Doch ist diese als „lineller“ bekannte Sorte so schlecht, dass die feine Nase vollendeter Raucher sie schon auf geranne Strecken wittert. Früher gebrachte man bei uns mehr Pfeifen, jetzt mehr Cigarren, welche letztere uns grösstentheils entweder direct von Hamburg und Bremen, oder, nachdem sie eine Seereise nach Havana gemacht haben, zukommen. Sonst liessen sich echte Havana-Cigarren mit daran erkennen, dass sie mittelst eines eigenthümlichen gelben Bastes zusammengebunden waren, dessen botanischer Ursprung bis vor einigen Jahren dunkel war, wo man ihn endlich auf Hibiscus elatus, eine Malvacee, zurückführte; doch ist das henzutage kein Beweis der Ächtheit mehr, da Cuba-Bast uns jetzt von Westindien zukommt, wie der in Matten geflochtene Lindenbast von Russland. Wie lange die edle Sitte des Rauchens sich in Deutschland halten wird, lässt sich auch nicht einmal annähernd errathen; dass sie bleibend eingeführt sei, ist zu bezweifeln. Noch hat sie ihren Höhepunkt nicht erreicht, denn obgleich schon ganz kleine Knaben sich in derselben üben, so ist doch noch ein Fortschritt in jener Richtung möglich. Nämlich schreienden Sänglingen beider Geschlechter, wie ich es oft in Südamerika bei den Negern und Zambos gesehen, eine Cigarre calmirend in den Mund zu stecken.

Die Zahl der aus Pflanzenstoffen bereiteten Speisen und Getränke ist so gross, dass, da ich kein Kochbuch zu liefern heabsichtige, nur die als Hauptnahrung dienenden, oder die eigenthümlichen kurz erwähnen kann. Die Hauptsorte Brod wird aus Roggenmehl gebacken, und das Hauptgemüse ist die Kartoffel, die bekanntlich vor zwei Jahren in Weimar das hundertjährige Jubiläum ihrer Einführung in Deutschland feierte. Wir hängen an der Kartoffel mit derselben Treue wie der Irländer, und sie erscheint auf die mannigfaltigste Weise zubereitet bei fast jeder Mahlzeit. Eine beliebte Weise, sie anzusehen, die auch in Braunschweig verbreitet, ist, sie in rohem Zustande zu reiben, und wie Eierkuchen in der Pfanne zu braten, wo sie dann etwa das Aussehen mexikanischer Tortillas de Maiz haben, und unter dem klangvollen Namen „Puffer“ zahlreiche Consumenten finden. Die Hannoveraner halten so viel von der Kartoffel, dass sie billigerweise

dem braven Manne ein Denkmal errichten sollten, der sie ihnen zuführte. Doch der Name desselben ist schwer zu ermitteln. Ursprünglich aus Chile stammend, hat sich die Kartoffel von dem Süden nach dem Norden Amerikas verbreitet, und soll sie unser Landsmann, der berühmte Seeräuber und zugleich berühmte englische Admiral Franz Drake von der Neuen Welt mitgebracht haben. Dr. Klotzsch, der seinen Landsleuten den Ruhm dieser Einführung gewiss gern gelassen, hat jedoch nachgewiesen, dass Drake eben so wenig wie Raleigh das Verdienst zugeschrieben werden kann, dies wichtige Culturgewächs nach Europa gebracht zu haben. Die Kartoffeln oder Kartuffeln hiessen lange Zeit, und in den Aeten der Preussischen Domainenkammer noch bis 1775 hinab „Tartuffeln“, und dieser Name ist wahrscheinlich von Tartulli (Truffeln), mit denen die Kartoffeln ihrer Gestalt nach Ähnlichkeit haben, entlehnt, deren Diminutiv im Italienischen „Tartuffoli“ lautet. Die Vermuthung, ja mehr als Vermuthung, liegt daher nahe, dass die Kartoffel über Italien uns gekommen. Der englische Name „Potato“ ist eine Verdrehung des spanischen Wortes „Batata“, mit welchem man die essbaren Knollen von *Batatas edulis* beziehet, während der französische und holländische Name „Erdapfel“ keine grössere Tragweite hat.

Unter dem Grünstoff ragen die verschiedenen Kohlarten besonders hervor. Der Weisskohl wird im Spätherbst fuderweise in die Stadt gefahren, um grösstentheils in Sauerkraut, mit dem man uns im Auslande so arg neekt, verwandelt zu werden. Man mag immerhin über den starken Geruch der Schüssel die Nase rümpfen, allein es wurde bei unseren langen Wintern schlecht um uns stehen, wenn wir sie nicht hätten. Als antiscorbutisches Mittel ist sie selbst, wie ich höre, in die amerikanische Marine eingeführt, und gewiss besser wie der Citronensaft, den man auf langen Seereisen täglich schlürfen muss.

Suppen giebt es fast so viele wie Tage im Jahre, und eine lange Reihe von aromatischen und pikant-schmeekenden Pflanzen muss es sich gefallen lassen, als Suppenkraut zu dienen; besonders aber sind Knollensellerie, Tripmadam, Petersilienwurzel und Porro die vier vegetabilischen Grossmächte des Suppentopfes. Porro kann ich nie ansehen, ohne dabei der komischen Auftritte zu gedenken, die Shakespeare in seinem Heinrich V. anbringt, wo besonderer Nachdruck auf den Umstand gelegt wird, dass echte Waliser ihn am St. Davidstage (1. März) als Nationalpflanze ihres Laudes tragen, und Pistol zur Strafe für seine Verhöhnung der alten Sitte durch Fluelen genöthigt wird, Porro zu essen. Obgleich seit Shakespeare's Zeiten wieder einige Jahrhunderte verflossen sind, so wird die Sitte doch noch aufrecht erhalten. Ende Februar werden n. A. auf dem grossen Gemüse- und Blumenmarkte von Covent Garden in London kraftige Porropflanzen, deren Blätter mit Haarnadeln wie Locken zusammengerollt und mit Goldschaum bedeckt sind, feilgeboten, und meist von denselben Händlern, die einige Tage später die Irländer mit dem von ihnen verehrten Shamrock am St. Patrickstage versehen.

Ich wende mich zunächst zum Biere. Schon die

alten Deutschen hatten, wie Tacitus berichtet, eine grosse Fertigkeit in der Kunst des Bierbrauens erlangt, und bereiteten ihr Lieblingsgetränk, dem sie, wie henzutage die Studenten, im Übermässe huldigten, höchst wahrscheinlich nur aus Gerstenmalz und ohne den Zusatz des würzigen Hopfens. Auch ist der Zeitpunkt, wo der Hopfen zuerst in die Bierbrauerei eingeführt wurde, nicht wissenschaftlich ermittelt. Herr von Perger in Wien, der auf mein Ersuchen sich dieses Gegenstandes annahm, fand, dass erst im 14. Jahrhundert des neuen Krautes Humulus oder Hop durch Johann von Lüttich Erwähnung geschah, dass „Humulus“ das latinisirte germanische Wort „Humal“ ist, das sich auch schon im Persischen als „Hamal“ findet, und dass über die Bedeutung des Ausdruckes „Hop“ oder „Hopfen“ ein Dunkel herrscht. In England wurde der Hopfen unter der Regierung Heinrich's VIII. zuerst angewendet, und ein Schluss des Parlaments untersagte auf lange Zeit den Zusatz des Krautes, der betäubenden Eigenschaft halber, die es mit seinen Verwandten, dem Hampe theilt. Ob die Pflanze von dem Festlande kam, oder schon früher in England wild wuchs, ist, wie das eigentliche Vaterland derselben, noch eine schwebende Frage. Gegenwärtig werden sehr gesuchte Hopfensorten in England gezogen, und das englische Bier stark mit denselben versetzt. So wie jedoch nicht alles Gold ist, was glänzt, so ist auch nicht alles Hopfen, was bitter schmeckt. Man sagt es den englischen Brauern nach, dass sie viel Cocculus gebrauchen, ebenso wie es den Berlinern nachgewiesen worden ist, Ledum palustre mit ihrem Bitterbier, namentlich dem Bockbier zu vermischen, um es stark und berauschend zu machen. Der Ruf, welchen die Hannoverseher Brauer geniessen, ist unverdientermassen auf die Stadt beschränkt. Sie bereiten aus einer Mischung von $\frac{1}{3}$ Weizen- und $\frac{2}{3}$ Gerstenmalz, mit einem schwachen Zusatz von Hopfen schmackhafte Weissbier, und unter diesen ist besonders die von Broyhan erfundene, und des Erfinders Namen tragende Sorte beliebt; doch möchten Fremde fast glauben, es sei an ihr Hopfen und Malz verloren, da sie sich nicht lange hält und an Ort und Stelle getrunken werden muss, selbstverständlich also jene grossen überseeischen Reisen nicht erträgt, die das englische Ale, Stout und Porter, das bairische Bier, und selbst die braunschweiger Mumme zurücklegen. Unser Bitterbier wird nur aus Gerstenmalz bereitet und stark mit Hopfen versetzt. Der starken Nachfrage nach zu urtheilen, muss es wohl gut sein, was allerdings die oft in England gehörte Bemerkung entkräftet: wir Deutschen haben freilich das Bier erfunden, allein das richtige Recept desselben verloren, und können daher jene kräftigen Sorten nicht brauen, die bei unseren Inselnachbarn gäng und gebe sind. Ja, das deutsche, sogenannte Lagerbier scheint sogar bestimmt zu sein, eine grosse culturhistorische Rolle in der Welt zu spielen. Die Franzosen haben sich bereits unsere Bierausdrücke mundrecht gemacht, und unter den vielen neuen Elementen, welche die deutsche Einwanderung in die Vereinigten Staaten einführt, muss anser dem Turnen und dem hochgepriesenen deutschen Liede auch das Lagerbier genannt werden. In New York und in fast allen grossen Städten der Union

giebt es deutsche Bierhallen, die nicht allein von unseren Landsleuten, sondern auch von den Amerikanern besucht werden. Nicht mit Unrecht erblicken seharsinnige Yankees in dieser jüngsten Angewohnheit ihrer Mitbürger eine segensreiche Nenerung, bestimmt, über den so arg eingerissenen Gebrauch gebrannter Getränke den Sieg davon zu tragen. Der gemeine Amerikaner lernt erst beim Glase deutschen Lagerbiers das vernünftige Trinken, denn von Haus aus schluckt er sowohl Spiritosen wie sein Essen in grösster Eile hinunter, und weder die Mässigkeits-Vereine, welche die Lente von dem Branntwein, noch das Maine-liquor-Gesetz, welches den Branntwein von den Leuten abhält, versprechen in gedachter Richtung so viel Gutes zu schaffen als das deutsche Lagerbier. Diejenigen, welche glauben, durch diesen Wechsel der Getränke sei nicht viel für die Menschheit gewonnen und gänzliche Enthaltung aller berauschenden Getränke streng empfehlen, vergessen, dass es noch nie eine Nation von Wassertrinkern auf der Erde gegeben und dass fast jedes Volk es verstanden hat, dergleichen Getränke zu bereiten: die Kamtschadalen aus Spiraea Kamtschatica, die Südsee-insulaner aus einer Pfefferart (Piper methysticum, Forst.) und der Dracaena terminalis, Linn., die Mexikaner aus der hundertjährigen Agave (A. Americana L.), die Peruaner aus dem Mais, die Asiaten aus Palmensaft u. s. w. Wir dürfen daher wohl annehmen, dass ein so allgemein gefühltes Bedürfniss seine physiologische Berechtigung habe. — Ausser den verschiedenen Getreidearten, dem Hopfen, Ledum palustre, Anamirta, Cocculus und anderen bei der Zubereitung des Bieres angewandten Stoffen, sind noch mehrere andere Pflanzen in Spiele, ohne die kein Bran zu Stande kommt. Ich meine die Hefe (Hormiscium cerevisiae), die bei dem Gährungsprocesse sich geltend macht und eine Pflanzenbildung ist, die, nach Berkeleyy, verschiedenen Pilzarten angehört, bis jetzt aber noch nicht auf kinstlichem Wege in irgend eine höhere Pilzform hat zurückgeführt werden können. Neuere Untersuchungen, namentlich die Bail's haben jedoch festgestellt, dass die Zersetzung der gährungsfähigen Flüssigkeit erst durch das Wachsen der Hefenzellen bewirkt werde, und dass die Schnelligkeit des Gährungsprocesses von der Schnelligkeit der Hefenvermehrung abhängig sei. Man könnte also sagen, jeder Brauer, sowie jeder Bäcker treibe im Verborgenen ein Bischen kryptogamischer Pflanzenzucht, und Gärtner hätten allerdings Ursache zu klagen, dass man ihnen ins Handwerk pfusche.

Hannover ist schon zu sehr Grossstadt, um die Idylle des Erndtfeftes in Scene setzen zu können. Selbst in den Vorstädten und naheliegenden Dörfern hat das Fest einen mehr prosaischen als poetischen Anstrich. Doch wird am Martinstage durch die Jugend daran erinnert, dass die Obstlese beendigt sei. Abends ziehen Schwärme von Knaben und Mädchen, häufig Kürbislaternen mit phantastischen Figuren tragend, von Haus zu Haus, namentlich in den Vorstädten, und machen sich durch Anstimmung des niedersächsischen Liedes:

„Martin! Martin! Heeren!
De Appel un de Beeren,
De Nötte mag eck geeren“

bemerkbar. Werden ihnen jedoch nach mehrmaliger Wiederholung dieser schwungreichen Strophen keine Früchte geschenkt, so suchen sie ihrer Täuschung in Reimen schmeichellosen Inhalts Luft zu machen, und wenden sich bittend der nächsten Thüre zu.

Hannover liegt ferner zu weit nördlich, um sich eines Winzerfestes freuen zu können. Als Land der Suppe und des Schwarzbrottes bedarf es leichter, warmer Weine, die etwas Gerbstoff enthalten, und diese werden ihm von dem Süden zugeführt. Nur unsere israelitischen Mitbürger feiern, eingedenk ihrer grossen Vergangenheit, an ihrem Laubhüttenfeste zugleich ein Dankfest der Weinlese und ein allgemeines Erndtfest. Die Bemittelten unter ihnen errichten bei dieser Gelegenheit in ihren Gärten und Hofräumen eine Hütte, deren Dach mit dem aufgeschossenen Kraute des im Frühling als Gemüse beliebten Spargels gedeckt, und deren Inneres geschmackvoll mit Blumen und Früchten geziert wird. Wenn Abends die Kerzen angezündet und das helle Licht durch die grüne Blättermasse blinkt, macht das Ganze, besonders auf Denjenigen einen tieferen Eindruck, der mit der hohen Bedeutung des Festes vertraut, im Geiste den langen Zug der Israeliten sich mühsam durch die Wüste winden sieht, bald nach nahrhaften Ausscheidungen der Mannaesche, bald zwischen dürren Felsen nach Wasser suchend und dabei im Herzen sich den unerschütterten Glauben an die Einheit der Welt, an einen einzigen Gott bewahrend, wie ihn die Priester Egyptens auf ihren grossen Denkmälern in Zeichen verkündeten, die nur durch den glücklichen Fund eines Rosettasteines der erstaunten Nachwelt verständlich zu werden bestimmt waren. Am ersten Tage des Laubhüttenfestes ist es den Israeliten zur Pflicht gemacht, beim Gottesdienste die Frucht des Baumes Cedris, ein Palmenblatt, ein Myrthenreis und einen Zweig der Bachweide, letztere drei in einem Bunde vereinigt, mit den Worten: „Ihr sollt euch damit vor dem Herrn eurem Gotte freuen“ zur Hand zu nehmen. Die Frucht des Cedris-Baumes ist eine Citronenart, das Palmenblatt gehört dem Dattelbaume an, der bekanntlich im Morgenlande wächst, und in Oberitalien, namentlich in der Umgegend Genua's seiner Blätter wegen, die in ganzen Schiffsloadungen abgehen, angebant wird. Die Myrthe ist die gewöhnliche grossblättrige Form, doch müssen es kräftige, lange Schüsse sein, besonders solche, die anstatt der gewöhnlichen zwei entgegengesetzten Blätter drei quirlständige entwickelt haben. Als Bachweide dient jede beliebige Salix-Art. Die Bibel geht auf die Symbolik dieser Pflanzen nicht weiter ein, und Commentarschreiber haben daher den ihnen hier gebotenen freien Spielraum wacker benutzt.

Einige Worte über den Klee. So lange der Klee, seinem normalen Wuchse treu bleibend, nur drei Blättchen entwickelt, hat er in Hannover anser einer heraldischen nur seine landwirtschaftliche Bedeutung als Viehfutter, doch sobald er durch einen *Lusus naturae* vier Blättchen treibt, wird ihm allseitig die seltene Zauberkraft zuerkannt, dem Besitzer Glück und Heil zu bringen. Bisweilen gewahrt man ganze Schwärme junger Männer und Mädchen emsig die roth- und weissblühenden Kleetriten nach diesem Ta-

lisman durchsuchend. Einige von ihnen sind gleich aufangs begünstigt, Andere mühen sich stundenlang ab, ohne das Gesuchte zu finden, und schliessen höchstens ihre Arbeit mit der schmerzlichen Erfahrung, dass das Glück selbst in der Vertheilung seiner Symbole launig ist. Das gefundene Zauberkraut wird sorgfältig nach Hause getragen und sicheren Ortes aufbewahrt, erhält aber noch (so wird versichert) eine ganz besondere Wirksamkeit, wenn es Freunden unvermerkt zugesteckt und so unbewusst getragen wird. Vierblättriger Klee steht nicht allein in Hannover und in Deutschland überhaupt, sondern auch in fast allen europäischen Ländern, ja selbst in Nordamerika, in magischem Ansehen. In Griechenland glaubt das Volk, wie Landerer versichert, durch diese Pflanze, die es „*τετράφυλλο τριφυλλο*“ nennt (vergl. E. Otto's Hamb. Gart- u. Bl.-Ztg. Jahrg. XIII, p. 141), Schätze heben und allen Heilmitteln widerstehende Krankheiten heilen zu können; in England und Schottland schreibt man ihr ebenfalls übernatürliche Kräfte zu. Einen siebenblättrigen Klee, den man in Grossbritannien als den allerwirksamsten preist, habe ich selbst nie gefunden; er scheint, wie das wahre Glück, nur eine ideale Schöpfung zu sein.

Ferner darf nicht vergessen werden, die über die ganze Erde verbreitete Hühnermyrthe (*Stellaria media* Smith) und der Wägerich oder Wagenthan (*Plantago major* Linn.), womit man Kanarien- und anderen gefangenen gehaltenen Vögeln ihr trauriges Kerkerleben zu versüssen sucht. Mit welcher Wehmuth mag ein solches Thier, wenn es einst wieder frei geworden, auf diese Pflanzen blicken! Sie waren mit der Aufhebung seiner Naturrechte eng verknüpft und ihr Anblick weckt nur trube Erinnerungen. Wohl kein Menschenstamm kann diese Stimmung so ganz begreifen als der Indianer des freien Westens. Auch ihm gilt ihr Dasein und zwar mit Recht, als gleichbedeutend mit verlорener Freiheit, denn überall, wohin die Civilisation ihr Glück, ihr Elend trägt, folgen sie ihm auf Schritt und Tritt. Er gewahrt daher mit ängstlicher Überraschung die Spuren des ersten Wagens in seiner heimathlichen Prairie, dicht bewachsen mit Wägerich, den er in seiner poetischen Natursprache bedeutungsvoll „die Fuss-tapfen des Weissen“ nennt. Ein ahnungsvolles Grausen sagt ihm deutlich, dass es fortan vergeblich sei, den Grundbesitz seines Stammes unbestritten zu behaupten. Dem blassen Manne vom fernen Osten kann kein Bogen, kein Pfeil widerstehen. Schweigsam lenkt nun das Urkind Nordamerikas seine Schritte westwärts, und schlägt noch einmal seine Zelte in tiefer Stille mächtiger Urwälder auf. Noch einmal glaubt es die Freiheit angeschmalert geniessen zu können. Doch horeh! Welch knarrendes Geräusch begleitet jenen Zug, der sich langsam, doch festen Schrittes durch das hohe Gras und die Compositen-Stauden der Prairie windet? Das sind die Wagen der ersten Vordränger europäischer Civilisation. Wultete noch ein Zweifel darüber ob, so wurde das fremde Kraut, welches mit hündischer Treue den Fersen des Weissen nachschleicht, ihn rasch heben, und den Indianer stillschweigend, doch nachdrucksvoll mahnen, eine Gegend zu hassen, wo jedem Verweilen gewisser Untergang folgt.

Hiermit schliesse ich für heute den Kreis des hannoverschen Volkslebens, soweit er von dem eingennommenen Standpunkte aus sichtbar ist. Ich habe nachgewiesen, wie innig der Zusammenhang unserer Sitten und Gebräuche mit der einheimischen wie der ausländischen Pflanzenwelt ist, und wie eng die Beziehungen sind, welche zwischen dem stillen Gewächsreiche und dem bewegten Menschenleben bestehen. Doch erst in einem dritten Vortrage werde ich den Gegenstand zum Abschluss bringen können und somit alle unsere Lebensverhältnisse von einem ganz neuen Gesichtspunkte aus beleuchtet haben.

Zeitungs-*nachrichten.*

Deutschland.

München, 22. April. Gestern Nachmittags 1 Uhr starb der k. ordentliche Professor an der hiesigen Universität und Conservator des Herbariums, Herr Dr. Otto Sendlner, nach längerem Leiden. — Sendlner zählte erst 45 Jahre.

Wien. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften. Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe am 7. April 1859. Der Secretär liest einen Auszug eines Schreibens, das Alter Australiens betreffend, von Dr. Hochstetter an die kaiserliche Akademie vom 14. December 1858 in See. — Herr Prof. Unger legt den ersten Theil einer grösseren Abhandlung vor, welche eine Beschreibung neuer bisher noch unbekannter fossiler Pflanzen aus der Tertiärzeit enthält. Schon vor 7 Jahren hatte derselbe unter dem Titel: „Iconographia plantarum fossilium“ ein ähnliches Werk in den Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften begonnen, welches aber nicht fortgesetzt wurde, da die Denkschriften bald darauf ihr Format änderten.

Die vorliegende Schrift ist eigentlich nur eine Fortsetzung jener Iconographie, führt aber den Titel: „Sylloge plantarum fossilium“ und ist demnach als eine selbstständige Schrift zu betrachten. Der Verfasser behandelt die neuen fossilen Pflanzen gruppenweise, bindet sich dabei aber nicht an eine bestimmte Reihenfolge der Familien, um sich nicht selbst Hemmnisse zu schaffen. Vorzüglich hat er im Auge behalten die von ihm in seinen Genera et Species plantarum fossilium bereits benannten und mit kurzen Diagnosen bezeichneten Pflanzenarten näher zu beschreiben und mit Abbildungen zu versehen. Ausser dem reichhaltigen Materiale, welches dem Verfasser aus früherer Zeit her zu Gebote stand, wurde ihm auch verstattet, die immensen Sammlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt zu benützen, was sowohl auf den Umfang der Arbeit als auf Sicherstellung der beschriebenen Arten nicht ohne erspriesslichen Einfluss bleiben konnte. — Von den in der ersten Abtheilung dieser Schrift erörterten Pflanzenfamilien konnten die meisten Gattungen, selbst manche Arten der obge-

nannten Familien auf vorhandene Früchte gestützt mit mehr Sicherheit festgestellt werden, als dies bisher der Fall war; auch hat es der Verfasser nicht unterlassen, bei den Blattresten die sorgfältigsten Detailuntersuchungen der Nervatur anzugeben, wodurch allein eine Vergleichung mit ähnlichen recenten Arten möglich ist. — Alle die fossilen Pflanzen aus den angeführten Familien sind auf 20 Tafeln im einfachen Farbendruck dargestellt und dienen als Erläuterung des Textes. Die allgemeinen aus diesen Detailuntersuchungen sich ergebenden Resultate gedenkt der Verfasser als ein Resumé dem letzten Theile dieser Schrift beizugeben. (W. Z.)

— Sitzung der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft am 6. April. Unter dem Vorsitz des Herrn Dr. M. Hörnes, Director des k. k. Hof-Mineralienkabinetts. — Herr H. W. Reichardt legte das für Nieder-Österreich neue Homalothecium Philippeanum Schpr. vor, das Dr. A. Pokorny im Schirgengraben bei Perchtholdsdorf gefunden hatte, und gab eine Übersicht der österreichischen Standorte dieses Mooses. — Herr Dr. A. Pokorny erstattet den vierten Bericht der Commission zur Erforschung der Torfmoore Österreichs, welcher zahlreiche, meist amtliche Nachrichten über Torfmoore aus Unter-Österreich, Steiermark, Tirol, aus dem Venetianischen, aus Böhmen, Galizien und Ungarn enthält. Ferner bespricht der Bericht die Naturgeschichte des Laibacher Morastes, welche Herr Custos C. Deschmann im zweiten Jahres-Heft des Vereines des Krainischen Landesmuseums geliefert, so wie einige neue wissenschaftliche Resultate aus einem Vortrag des Berichterstatters über den Torf, sein Vorkommen und seine Entstehung. Dieser Bericht wird von zwei Tafeln begleitet, welche Darstellungen der ausserordentlichen Ubertätverhältnisse der unterirdischen Axillatheile der Moorpflanzen enthalten und von Herrn Prof. Dr. J. R. Lorenz in Finne eingesendet wurden. Aus den zahlreich eingesendeten Torfproben wurde für die Gesellschaft eine sehr instructive Sammlung zusammengestellt, das übrige Material der k. k. geologischen Reichsanstalt übermittlelt. — Herr Carl Fritsch, Adjunct der k. k. Central-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus legt den Jahrgang 1856 der im Kaiserthum Österreich angestellten phyto- und zoophänologischen Beobachtungen für die Gesellschafts-Bibliothek vor und hält bei dieser Gelegenheit eine Ansprache, aus welcher erhellt, dass gegenwärtig auf mehr als 60 Stationen von mehr als 100 Theilnehmern in allen Theilen des Kaiserstaates phänologische Beobachtungen angestellt worden. Zuletzt spricht der Herr Vortragende die Erwartung aus, dass diese umfangreiche Theilnahme ohne Zweifel die Pflanzen- und Thierklimatologie mächtig fördern werde. — Herr Sectionsrath L. R. v. Heufler theilt aus einem Briefe des Freiherrn v. Hausmann zwei für die Flora von Tirol neue Arten (*Carex punctata* Gaud. und *Thalictrum sylvaticum* Koch), so wie aus einem Schreiben des Herrn A. Grunow aus Berndorf Nachrichten über neue Funde von Diatomaceen mit. — Herr Dr. A. Pokorny legt die Beschreibung und Abbildung einer neuen Pflanzen-Stahlpresse von Prof. Dr. G. Mayr in Pesth vor,

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Bonplandia - Zeitschrift für die gesammte Botanik](#)

Jahr/Year: 1859

Band/Volume: [7](#)

Autor(en)/Author(s): Seemann Berthold

Artikel/Article: [Hannoversche Sitten und Gebräuche in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt. 107-114](#)